

Die Perlenkette.

Kriminal-Notiz nach dem Französischen von Lebant. Von G. Treller.

Eine Reihe mit ungläubiger Geschicklichkeit ausgeführter Diebstähle hielt ganz Paris in Erregung. Trotz der besten englischen und französischen Detektives war es der Polizei noch nicht gelungen, den Dieb, einen gewissen Pierre Gilbert, zu fassen. Er war in Paris eine populäre Persönlichkeit geworden. Man fürchtete ihn, aber amüsierte sich doch darüber, wie taktvoll er oft direkt vor den Augen der Polizei sein Verbrechen beging, ja nach besonders glücklichen Einbrüchen sie selbst der Polizei meldete, mit dem Ersuchen, seinen „Kollegen“ zu verhaften.

Im Hause Nummer 9 der Avenue Hoche wurde gegen drei Uhr Morgens die Frau des Portiers durch heftiges Schellen aus dem Schlaf geweckt. Sie zog drümmend an der Schnur und sagte ihrem Gatten: „Ich dachte, alle wären im Hause.“

„Wahrscheinlich wieder jemand zu Dr. Fouquet“, meinte dieser schlafbefangen, drehte sich auf die andere Seite und schlief weiter.

Er hatte recht. Draußen stand ein elegant gekleideter Herr, der mit erregter Stimme fragte: „Dr. Fouquet, welche Etage?“ „Dritte, rechts“, antwortete die Frau.

Er stieg bis zum dritten Stock empor, wandte sich aber dort nicht rechts sondern links, und öffnete mit einem Schlüssel und Drücker die Thür und trat ein.

Er horchte einen Augenblick, aber alles blieb still. Er entzündete eine kleine elektrische Laterne, legte seinen Mantel und Hut auf einen Stuhl und zog über seine eleganten Stiefel ein Paar leichte Filzschuhe.

„So“, sagte er, „orientieren wir uns noch einmal. Zur Straße liegt der Saal, das Boudoir und das Speisezimmer, die mich nicht weiter interessieren, denn ich weiß, die Gräfin hat keine Werthsachen, außer der Perlenkette, die ich jetzt holen werde. Also, an die Arbeit! Dieser Korridor führt in die Hinterzimmer. Jahn Schritt von der Entree Thür ist die Thür des Schrankzimmers, die direkt in das Schlafzimmer führt. Diese Thür soll immer verschlossen sein.“

Er schaute vorsichtig an den Thürgriff, geräuschlos gab er nach, die Thür war offen! Das Glück ist mit Dir, Pierre Gilbert“, sagte er lächelnd und schlich leise durch den kleinen Raum. Er brauchte längere Zeit, um die zweite Thür, die direkt ins Schlafzimmer führte, zu öffnen; er that es aber so vollkommen lautlos, daß, wenn die Gräfin, die hier schlief, auch was gewußt wäre, sie doch nichts hätte hören können.

Er legte sich flach auf den Teppich, der das ganze Zimmer bedeckte. Er wachte genau, daß er an einem Ruhebett vorüber, dann an einen Sessel und zuletzt an einen kleinen Bettschrank kommen mußte, auf welchen die Gräfin jeden Abend die Kassetten mit ihrer Schnur seltener grauer Perlen stellte.

Als er das Ruhebett erreicht hatte, hielt er einen Augenblick an, um das heftige Herzklopfen zu beruhigen. Er horchte auf, aber nichts war zu hören. Der schwache Lichtschein seiner Laterne, der nur das nächstliegende beschien, zeigte ihm, daß er an den Sessel herangekommen war und ein paar Schritte vor ihm der Nachtschrank stehen mußte.

Bevor er aber zu diesem gelangte, sah er auf dem Teppich einen Leuchter ohne Licht liegen und etwas weiter eine kleine goldene Damenuhr.

Was war hier geschehen? Wohllich stieß er einen Schrei aus. Er hatte einen eigenthümlichen Gegenstand berührt. Ein Schauer ging ihm über den Rücken und kalter Schweiß bedeckte sein Gesicht.

„Unmöglich“, murmelte er, „nur die Aufregung hat mich getäuscht.“ Nach einem sekundenlangen Zögern streckte er nochmals die Hand aus. Er sah in ein kaltes, starres, fast eifriges Menschenantlitz.

Nach entfernter der den Schutzschirm seiner Laterne, und jetzt im hellen Licht sah er vor sich die Gräfin in ihrem Blute liegen. Eine furchtbare Schnittwunde bedeckte Hals und Schulter. Er beugte sich über sie — sie war todt!

„Todt! todt!“ wiederholte er mit Grauen. Ihre Augen waren gebrochen, der Körper starr und blau, und das Blut auf dem Teppich erstarrt und schwarz.

Er erhob sich, entzündete das elektrische Licht des Zimmers und sah sich in demselben um. Ueberall die Spuren eines heftigen Kampfes. Das Bett in vollständiger Unordnung, Decke und Betttücher herabgerissen, ein Stuhl umgeworfen, überall Blutflecke. Dicht neben der Leiche ein Messer. Die Uhr zeigte zwanzig Minuten nach elf.

Die Blechtafelte stand auf dem Bettschrank, hastig öffnete sie Gilbert, ein Stuhl lag in derselben — aber dieses war leer!

Er rief einen Fluch aus. „Zu früh lobte ich mein Glück.“ Er überlegte einen Moment, legte dann die Uhr wieder auf den Teppich, hob das Messer auf und steckte es zu sich, drehte das Licht aus und wollte durch das Schrankzimmer in den Korridor gehen, als er auf der hellen Wand den blutigen Abdruck eines menschlichen Daumens bemerkte. Er

nahm sein Taschentuch und wuschte so lange die Stelle, bis nur ein scharfes Auge eine Spur hätte entdecken können. Als er in die Küche trat, um seine Hände zu waschen, sah er die Thür der Hintertreppe offenstehen und von außen einen Schlüssel stecken. Er zog ihn ab und verschloß die Thür von innen. Den Schlüssel steckte er auch ein. Nachdem er die Wohnung verschlossen, stieg er eilig herunter, klopfte an das Fenster des Portiers und sagte höflich: „Entschuldigen Sie, daß Sie zu so später Stunde so lange haben warten müssen, aber bis ich den Doktor aus dem Schlaf gebracht und seine Verordnung hatte.“ Er drückte der Frau ein größeres Geldstück in die Hand und verließ das Haus.

Der Mord in der Avenue Hoche war das Tagesgespräch von Paris. Wer hatte nicht Antoinette Scotti genannt? Ihr verschwunden Leben, ihre Toiletten, Brillanten und Perlen hatten in Paris Aufsehen erregt. Sie hatte dann einen Grafen Anillo geheiratet, und die Verschwendung beider hatte das Vermögen der schönen, leichtsinnigen Schauspielerin bald erschöpft. Von all ihrem Schmuck hatte sie nur eine Schnur kostbarer grauer Perlen behalten, die, einzig in ihrer Art, ein Vermögen bildeten. Sie hatte dann als Wittwe mit einer Köchin und einer Kammerjungfer, die schon an die zwanzig Jahre bei ihr dienten, die Wohnung in der Avenue Hoche bezogen und sich einen Diener genommen, der nur tagsüber bei ihr war, aber außerhalb schlief. Den Tag nach dem Mord wurde dieser Diener Victor Danegre verhaftet. Die Polizei hatte bei der Durchsuchung seiner Wohnung nicht die Perlenkette, wohl aber eine blutige Weste gefunden. Danegre behauptete, die Blutflecken rührten von heftigem Nieseln her. Ein Umstand schien unerkklärlich. Wie war Danegre in und aus der Wohnung gelangt? Die Köchin und Kammerjungfer, die am Ende des Korridors schliefen, hatten nichts gehört, und beschworen, beide Thüren verschlossen gefunden zu haben, als sie um 8 Uhr Morgens aufgestanden waren.

Die Untersuchung ergab nichts, und sie wurde besonders gegen Danegre ziemlich lau geführt, da die Polizei von vornherein überzeugt war, Pierre Gilbert sei der Dieb und Mörder.

Die Portiersfrau meldete, daß um 3 Uhr Morgens ein eleganter Herr nach Dr. Fouquet gefragt habe, heraufgegangen wäre und nach vielleicht einer halben Stunde wieder heruntergekommen sei. Dr. Fouquet wußte von nichts. — Niemand war bei ihm gewesen.

Also wer war der Mann um 3 Uhr Morgens gewesen, da doch das Verbrechen nach der stehengebliebenen Uhr zwanzig Minuten nach elf Uhr geschehen war, also vier Stunden vor dem nächtlichen Besuch, von dem die Portiersfrau auf sagte?

„Das war entschieden Pierre Gilbert“, sagte der Chef der Polizei. „Und der Mörder?“

Da außer der blutbefleckten Weste sich keine Beweise gegen Danegre fanden, so hatte sein Verteidiger leichtes Spiel. Auf diesen einen Beweis hin konnte ihn kein Richter verurtheilen — er wurde freigesprochen.

Nach sechsmonatiger Untersuchungshaft trat eines Freitags Abends Danegre aus dem Gefängnis. Die fortwährende Angst vor dem Urtheil hatte ihn krankhaft nervös gemacht.

Unter dem Namen Ernest Noir hatte er auf den Höhen des Montmartre ein kleines Zimmer gemiethet und lebte von Tagesarbeit.

Eines Tages, als er eine kleine Restauration aufsuchte und sich an einen Tisch zum Essen setzte, trat ein Fremder an denselben Tisch, setzte sich Danegre gegenüber, bestellte Essen und eine Flasche Wein. Er war in einem einfachen Anzug gekleidet und schien ein Mann von gegen vierzig Jahren zu sein.

Als der Wein gebracht wurde, goß er Danegre ein Glas voll und sagte leise: „Auf Ihr Wohl, Danegre!“

Der Fremde sprach unwillkürlich auf. „Ich bin — ich bin nicht — Sie irren sich.“

„Warum leugnen Sie, daß Sie Victor Danegre, der Diener der Gräfin Anillo, sind?“

„Ich schwöre es Ihnen — ich heiße Ernest Noir.“

Der Andere zog aus seiner Brusttasche eine Karte. „Gremobant, Polizeikommissar a. D., übernimmt die Führung geheimer Untersuchungen.“

„Sie sind bei der Polizei?“

„Ich war bei der Polizei, verdiene aber jetzt viel mehr, besonders bei solchen Sachen wie der Ihren.“

„Bei meiner?“

„Ja, denn Ihre Sache ist eine ganz ungewöhnliche, und wenn Sie mir einige Minuten schenken wollen, will ich es Ihnen erklären, warum ungewöhnlich.“

„Und wenn ich Sie nicht anhören will?“

„Das ist durchaus nothwendig. Sie befinden sich in einer solchen Lage, daß Sie mich anhören müssen.“

Danegre fühlte eine dunkle Gefahr aufsteigen.

„Sprechen Sie. Was wollen Sie?“ fragte er.

„Ich bin von der Gräfin Jermont, der Erbin der Ermordeten, zu Ihnen gefandt, um von Ihnen die Perlenkette zu fordern.“

„Die Perlenkette? Ich habe sie nicht.“

„Sie ist in Ihrem Besitz.“

„Wenn sie in meinem Besitz ist — wäre ich auch der Mörder und Dieb.“

„Das sind Sie auch!“

Danegre fing an zu lachen.

„Zum Glück, lieber Freund, war das Gericht anderer Meinung. Einstimmig — hören Sie — einstimmig wurde ich freigesprochen.“

Der Geheimpolizist faßte seine Hand.

„Keine unnützen Worte, mein Freund. Hören Sie, drei Wochen vor dem Mord stahlen Sie der Köchin den Schlüssel der Hintertür.“

„Das ist nicht wahr, das ist nicht wahr!“ murmelte Danegre. Niemand sah den Schlüssel. Sie lügen!“

„Da ist er. Sie liegen ihn in der Thür stecken. Dann muß ich Ihnen sagen, daß Sie die Gräfin mit einem Messer ermordeten, das Sie am selben Tage auf dem Markt kauften, an dem Sie den Schlüssel stahlen. Da ist es.“

Victor Danegre erzitterte. Der Detektiv fuhr fort:

„Man sieht auf demselben Koffiedel. Ich brauche wohl nicht ihren Ursprung zu erklären?“

„Gut, Sie haben Messer und Schlüssel — wer kann beweisen, daß sie mir gehören?“

„Erstens die Köchin, zweitens der Verkäufer, bei dem Sie das Messer kauften. Ich habe Ihr Gedächtnis etwas aufgefrischt. Sie werden sich beide sehr freuen, Sie wiederzusehen.“

Danegre zitterte vor Angst, versuchte aber, ruhig zu erscheinen.

„Was werden Sie noch sagen? Haben Sie noch mehr Beweise?“

„Ja, noch einen. Nach dem Mord gingen Sie denselben Weg zurück, aber mitten im Schrankzimmer, halb ohnmächtig vor Angst, lehnten Sie sich an die Wand.“

„Woher wissen Sie das?“ fragte Danegre, sich vertastend.

„Woher? Allen diesen Herren Untersuchungsrichtern kam es nicht in den Sinn, mit einem Lichte die Wände des Schrankzimmers zu beleuchten. Wenn sie das gethan hätten, so hätten sie auf der Wand einen röhlichen Flecken gesehen, deutlich genug, um zu erkennen, daß es der Abdruck Ihres blutigen Daumens sei, den Sie beim Anlehnen an die Wand gedrückt hatten. Und Sie wissen, daß jetzt die Anthropometrie einer der höchsten Beweise ist.“

Victor Danegre erlebte und kalter Schweiß trat auf seine Stirn. Mit irren Augen sah er auf den sonderbaren Mann, der von seinen Thaten sprach, als ob er ein unsichtbarer Zeuge gewesen wäre.

Von den Beweisen erdrückt, sagte er, den Kopf senkend:

„Wenn ich Ihnen nun die Perlenkette abgebe, wieviel wollen Sie mir für dieselbe geben?“

„Nichts!“

„Wie Sie scherzen. Ich gebe Ihnen einen Gegenstand, der vielleicht Hunderttausende werth ist, und soll nichts bekommen?“

„Doch — das Leben. Und dann bedenken Sie, diese Perlenkette hat für Sie gar keinen Werth. Sie können sie doch nicht verkaufen. Also warum wollen Sie sie aufbewahren?“

„Es gibt Händler genug, die solche Sachen befragen.“

„Aber ich würde Sie sofort auf meine Beweise hin anzeigen.“

Danegre faßte seinen Kopf mit beiden Händen und dachte nach, dann sagte er leise:

„Wann brauchen Sie die Perlen?“

„Heute Abend — nicht später als nach einer Stunde. Sonst überbringe ich dem Staatsanwalt diesen Brief.“

Danegre stürzte ein Glas Wein herunter, stand auf und sagte:

„Bezahlen Sie und geben wir.“

Am Abend gingen beide durch die Boulevards zum Place l'Étoile. Sie gingen schweigend. Im Parc Monceau blieb Danegre stehen.

„Hier“, sagte er und fiel schwer auf eine Bank, vor der ein Bächlein floss.

„Wo? Hier vor uns?“

„Ja. Zwischen jenen großen Steinen.“

„Sie können sich nicht entschließen, es zu sagen? Nun gut, ich will Ihr guter Genius sein. Wieviel brauchen Sie?“

„Sobald, wie ein Billet nach Amerika kostet.“

„Gut, Sie sollen das Geld haben. Also wo?“

„Zählen Sie jene großen Steine im Bach. Zwischen dem ersten und zwölften, in einer Tiefe von vielleicht zehn Centimetern muß eine Blechtafel stecken.“

Pierre Gilbert, er war der Mann, der unter der Mäste eines Detektivs Danegre um den Raub brachte, nahm die Schachtel, und nachdem er sich von ihrem Inhalt überzeugt hatte, verließ er mit seinem Begleiter den Parc.

Nach einiger Zeit war eine reiche Amerikanerin im Besitz der berühmten Perlenkette. Sie war durch so viele Hände gegangen, daß jede Spur des Diebes verloren gegangen war.

Pierre Gilbert rühmte sich im Kreise seiner Kollegen aber dieser That als einer seiner schlauesten.

Die Sternthaler.

Novellette von Frida Schanz.

Als Fräulein Fanny Matthes, die Klavierlehrerin, ihrem Bruder, dem Agenten Eugen Matthes, den letzten Rest ihres kleinen Vermögens hingegeben hatte, war sie sehr froh.

Nicht, weil sie hoffte, das Geld, wie er versprochen, mit großen Zinsen zurückzuerhalten.

Für Bekommen und Haben hatte sie geringen Sinn.

Schon als Kinder waren die beiden Geschwister darin sehr verschieden gewesen.

Eugen spekulierte und sparte, handelte mit Briefmarken und Münzen und war immer voll phantastischer Hoffnungen, wie er seinen Sparschatz unermesslich vergrößern könne. Die kleine Fanny aber rief, als ihnen die Mutter das Märchen von den Sternthalern zum erstenmal erzählte, bis zu Thränen enttäuscht:

„Als Thaler fielen die lieben Sternlein dem armen Kinde in den Schooß? O Mutter, warum sind's denn keine Sterne geliebt?“

„Dummes Ding, für Sterne kann man doch nichts kaufen“, belehrte der Bruder sie damals.

Kaufen aber war nicht ihre Sache. Die Blume der Wiese, der funkelnde Thau, die rosa Abendwolken, die Hand in Hand am Himmel hängenden Schmetterlinge, Vogellieder, die ihren Flöhen des Schnees mit ihren einzelnen, zauberhaften Kristallen, alles das, was sie mit lebensschafflicher, zärtlicher Innigkeit liebte, kostete ja nichts. Auch ihre geliebten Klavierstunden gab der alte Kantor des Städtchens dem feinen blonden Schulmeisterkind umsonst.

So war selbst ihre Kunst losgelöst von Geld und Gut, wie später die Liebe ihrer Jugend.

Die war wie ein Stern, viel zu hehr und herrlich, viel zu fern, um ihr in den Schooß zu fliegen. Ein tiefes, seltsames Wissen, das durch stille Nächte goldig strahlte.

„Ich bringe dir eine gute Nachricht, ein großes Glück“, hatte ihr Bruder gesagt, als er aus der Hauptstadt kam, um dem nun schon alternden Mädchen den letzten Sparspennig abzugeben.

„Glück“, — das Wort hätte wohl manches andre Herz in heiserer Spannung jähren gemacht. Ihr hatte es aus des Bruders Munde einen Klang, der sie zusammenzuden ließ in geheimer, weber Angst. Wie eine Störung ihres heiligen Friedens war es ihr, wenn dieser lakonisch, jagende, wogende Geschäftsmann ihr von seinen Unternehmungen, seiner immer neuen Anwartschaft auf Glück — auf hartes, kaltes, Thalerklid — sprach.

Sie hätte die Hände, ihre zarten, besetzten Musterrinnenhände, über ihr reines, feines, ärmliches Nest breiten können, in das der ihrer Seele so fremde nächste Bewandte seine groben Gelbfingerringe, seine schweren plumpen Goldfingerringe immer aus neue zu legen kam.

Und doch war's nun eine Art Glück, das er brachte. Er hatte eine große Spekulation vor, durch die er viel Geld zu verdienen hoffte — für sich und sie — zu der er aber zunächst viel Geld brauchte.

Unter optimistischen Berechnungen und Versprechungen großen Gewinns, die für der Schwester sternliebende Seele gar keinen Klang, gar keine Bedeutung hatten, berebete er sie, ihm die letzten Tausende des ererbten mütterlichen Vermögens zu leihen.

Sie that es; da er, ihr Bruder, es forderte, kam der Idealistin auch nicht die Möglichkeit, zu verweigern, in dem Sinn.

Sie gab gern. Und doch war ihr gerade dieses Geben immer so hart gewesen, hatte so schmerzlich in ihr nachgegriffen, ihr auf Tage und Wochen die reine Musik der Seele höchlich verstümmelt.

Denn sie konnte nicht davon loskommen, daß es anders hätte sein müssen zwischen Bruder und Schwester; sie grämte und schämte sich in des Mannes Seele hinein, zitterte für diese Seele, sah es kommen, bis alles gegeben, bis alles genommen war. So war nach jedem Geben eine dumpfe Angst in ihr geblieben.

Und diese Angst war nun zu Ende. Leer war des Mädchens Sparskasten, leicht ihr Herz.

Eine Abnung sagte ihr, sie werde nun nicht mehr viel hören von großen Spekulationen und Berechnungen, nicht oft werde der schwere Leitt dieses einzigen männlichen Besuchers mehr auf der schmalen Stiege ihrer luftigen Höhen, über alle Gartenwipfel wegstreichenden Vorstadtbehauung ertönen.

Es war ein wehes Glück, das sie bei diesem Gedanken empfand.

Aber es war eine eigenthümliche Ruhe darin. Sie hatte ihren Bruder nie lieben können, wie sie gewollt hätte, bewundern, zärtlich, innig. Mit Scheu und banger, trauriger, qualvoller Sorge hatte sie ihn geliebt. Ihre Schwesterpflicht aber hatte sie gethan. Und weiter noch wollte sie sie thun. Freundschaft, segnend an ihn denken.

aus dem großen, stillen, reinen Innenglück heraus, das sie, die Vorzugte, vor ihm voraus besaß.

Es war ein verklärtes, einsames, weltfernes Glück. Sie mußte viel aufgeben, was ihr Leben früher äußerlich geschmückt hatte, mußte sich in Wohnung, Kost und Kleidung einschränken. Und doch rührte sie das alles nicht an. Ein seltsames künstlerisches Genußleben führte sie, ein vollbefriedigtes, klares — immer seltener und seltener von einem Mißklang gestört.

In Gestalt von Briefen mit eleganter Geschäftsfirma kamen sie zuweilen noch, diese Mißklänge. Auf großen Geschäftsbogen, im Geschäftsstil, schrieb ihr der Bruder, daß die Früchte seiner Unternehmungen leider noch nicht so weit gereift seien, wie er wünschte, daß sie warten müsse, auf unbestimmte Zeit noch; um so größer — in mit großen Ziffern geschriebenen Zahlen sprach er's aus — werde dann ihre Ernte sein. Sie antwortete auf dünnen, feinen Bogen mit ihrer feinen Schrift: „Sorge dich ja nicht! Ich verdiene ja durch meine Stunden! Reichlich so viel wie ich brauche.“

Da fielen diese Entschuldigungs- und Berichtigungsbriefe seltener und seltener in ihren Frieden. Sie lebte mit ihrer Musik, ihren Büchern, ihren Blumen, ihren lieben Schülern glücklich und unbesorgt dahin.

Jahre vergingen, in denen überhaupt keine Briefe ihres Bruders mehr kamen, inkastlose Karten nur, zu ihrem Geburtstag und zum Neujahrstag — ein tiefer weber Stich ins Herz jede.

Einmal nun wieder ein Brief!

Zehn Jahre wohl nach ihres Bruders letztem Besuch, Fräulein Fanny lag im Krankenhaus, dem Tode nah. Unerwartet über die schwere Erkrankung über den zarten erschöpften Körper gekommen, der sich frieblich und willig dem großen Strom der Schmerzen und des wilden Fiebers, der ihn fortzureißen drohte, hinzugeben schien. Man hatte sie ins Hospital gebracht, da sie ganz allein war; außer dem Bruder, der seit Jahren in fremdem Lande weilte, hatte sie ja niemanden auf der Welt.

Dem Willensfernen konnte sie es nicht melden lassen, da sie wie auf goldenen Wogen unaufhaltsam einem seligen Ufer zutrieb. Und das war ihr lieb. Sie war immer so froh, wenn die großen dunkelgoldenen Wogen glücklichen Vergessens den Gedanken an ihn, der während ihrer Krankheit immer wieder auftauchen wollte — so bitter schmerzlich, so schneidend weh — wieder verschlangen.

Aber nun kam er doch zu ihr.

Die pflegende Schwester hielt der schon vom Tod Geheilten einen Brief mit der bekannten schrägen Kaufmannsdrift und den vielen bunten Auslandsarten vor.

Da ging's wie ein Juden peiniglichen wehen Schredens über das schon in überirischen Frieden getauchte schmale Krankengeficht.

„Lesen Sie den Brief, Schwester! Sagen Sie mir alles“, bat der siebernde Mund.

Und die Schwester las. Für sich überflog sie zuerst den Brief. Große Worte standen darin von neuen Unternehmungen, von glänzenden, sicheren, nur noch nicht ganz realen Erfolgen. Eine Summe, eine Abschlagssumme, gleichsam als Ablatz, zur Loslösung seines Gewissens, kündete der Bruder der Schwester an. Sie werde in wenigen Tagen dem Briefe folgen. Jemand aus der Stadt mußte ihm etwas geschrieben haben, daß es ihr schlecht ginge, daß sie der Anstrengung ihres Berufes nicht mehr gewachsen sei. Da mochte ihm wohl die Scham oder die Rührung überkommen sein. Er that etwas, was er niemals gethan. Er dankte ihr am Ende seines Briefes mit ein paar kurzen Worten für ihre Schwesterliche Güte.

Und diese Dankesworte kündete die Pflegerin der Kranken zuerst an. Der ganze Brief sollte folgen.

Als sie sie gesprochen hatte, schloß die Kranke die Augen und wintte mit der Hand.

Sie wollte nun nichts mehr hören. Ein himmlischer, völlig verklärter Ausdruck kam in ihre lebenden Züge. Sie hörte ja Worte wie Glodenklänge! Immer wieder! Immer wieder! Worte, die die einzige Dissonanz ihres Lebens ausließen zu seligem Frieden.

„Du hast mir oft geholfen! Du warst gut zu mir, warst mir eine gute Schwester! Ich danke dir!“

Das Bild des Fernen, ihr immer Fernen, verklärte sich ihr unter diesen

Worten, ward ihr vertraut und nah. Sie sah die Worte wie mit goldener Schrift hoch im Himmelsblau. Wie Sterne regneten sie von da auf sie nieder. Ja, die Thaler, die der Bruder ihr geschickt und die sie nicht mehr empfing, waren Sterne geworden.

„Sterne, wirkliche Sterne, hehre, lichte hohe Sterbegebanten, regnete es ihr in den Schooß.“

„Ich danke dir! Ich danke dir! Du warst eine gute Schwester“, klang's ihr wie Himmelsmusik durch ihre letzten Erdenträume, während sie verchied.

„Wife, don't tehr!“

Der „Frl. Jg.“ theilt ein Leser einige Anekdoten mit, deren Held Hans Richter ist, und die man sich in Manchester, wo der bekannte Wagner-Dirigent seit einer Reihe von Jahren als Leiter der größeren Konzerte thätig ist, und wo er auch seinen Wohnsitz hat, erzählt. Richter, ein Ur-Wiener, kam ohne Kenntnisse der englischen Sprache nach Manchester und hat sich im Laufe der Jahre, die er dort verbracht hat, nicht zum perfekten Engländer ausgebildet. Und so hat er, ohne es zu wollen, schon die heitersten Wortspiele und Verdrehtungen geliefert, und die Engländer, die doch beinahe den Ausländer nie auslachen, mag er auch das dümmste und lächerlichste Zeug reden, durch seine Ausdrucksweise zum Schmunzeln gebracht. Seine Frau konnte sich nicht gleich an das englische Klima gewöhnen und fühlte sich Anfangs in Manchester nicht sehr wohl. Da wurde Richter eines Tages von einem englischen Freunde nach dem Befinden seiner Gattin gefragt, ob es ihr jetzt besser ginge. „No“, antwortete er betäubt, „not better; if she does not lie she is in bed!“ Er wollte sagen: „Wenn sie nicht liegt, hat sie Schwindel!“ — statt dessen behauptet er: „Wenn sie nicht lügt, dann schwindelt sie!“ — Ein andermal begleitete Hans Richter seine Frau in ein englisches Seebad; er selbst wollte aber am nächsten Tage wieder zurückreisen und am Billdtschalter ein einfaches und ein Retour-Billet erstehen. Die verlangte er nun folgendermaßen: „Give me two tickets; one for me to come bad and one for my wife not to come bad!“ — Das Netteste aber hat er vor noch nicht sehr langer Zeit geliefert. Als er in dem großen Saale der Free Trade Hall eine Morgenprobe abhielt, war unten im Raume eine Frau mit der Reinigung des Fußbodens beschäftigt und mochte wohl etwas rüchichtslos und lärmend bei der Arbeit verfahren, so daß Richter, der seinen Musikern etwas erkläre wollte, sich mühsam und unterbrehte und in den Saal hinunterrief: „Wife, don't tehr!“

Don Heberjieber.

Die Erfindung des modernen Paletots verdanken wir dem einst wegen seiner Eleganz so berühmten gewesen Lord d'Orsan. In einem Oktobermorgen des Jahres 1822 unternahm er einen Spazierritt in die Umgebungen Londons. Er wurde von einem furchtbaren Wolkenbruch überfallen, und fürchtete, sich zu erkälten. Da sah er einen Matrosen am Wege stehen, der, in einen dicken, groben Tuchmantel gehüllt, das Unwetter vergnügt auf sich herabregnen ließ.

„Wollen Sie mit Ihrem Mantel nicht verkaufen?“ fragte er ihn. „Aber Anker!...“ stammelte der Mann verwirrt, aber schon hatte ihm d'Orsan einige Goldstücke in die Hand gedrückt und jahte vergnügt mit dem ergatterten Mantel davon. Eine halbe Stunde später zeigte er sich in diesem Aufzuge im Hyde Park, wo am diese Zeit gerade die elegante Welt herumspazieren pflegte. Und der Erfolg? Am anderen Morgen promenierte dort nicht weniger als zehn Herren der vornehmen Gesellschaft in langen, dicken Paletots. Lord d'Orsan's Beispiel hatte dieses Kleidungsstück zu Ehren gebracht.

Chreuzen das Paradies?

Der Schriftsteller Georg Haffe, ein ebenso gelehrter als wunderlicher Kauz, gab im Jahre 1799 in Königsberg eine Schrift heraus, in welcher er mit einem großen Aufwand von Besehenheit und Scharfsinn den Nachweis zu erbringen versuchte, daß Paradies der Bibel sei kein anderes Land gewesen, als Ostpreußen. Haffe's Schrift trägt den langschmigen Titel: „Ostpreußens Ansprüche, das Paradies der Bibel, das Paradies der Asten und Uraland der Menschheit gewesen zu sein. Aus biblischen, griechischen und lateinischen Schriftstellern gemeinverständlich erwiesen.“

Die Schichten.



„Trint' aus, aller Freund, heute ist mein Geburtstag!“ — Und übermorgen der meinige!“ — „Famos; da bleiben wir gleich sitzen!“